

Schreiborte des deutschen Mittelalters

Sēlboſithaz uolte. thoſi xpe ſcolta.
 thaz ſi in thēranah. ſēlbo iz albiſahi
 Theiſ uari mālaſi. theraſi nō alſi
 uūht nūmiſi hūlli. ſiſiſia ſēlba ſpūnn
 Thaz ni amanthar nūriſi. ſiſiſia ſēlbo ſēlbi
 thaz uūht thar miſi hūlli. theſi chāmen ſōlli
 Sūntaz ſēlbi in gāhi. kriſtan ānaſahi
 ioh ſēlbon ſēi uoti āna uūnk. thoſi moſkūap d. ^{ſiſiſia}
 Kārtaz thiugūta. ſiſēlbo iz ſiſiſia
 ſi nō hūtti āna uūnk. uūht kriſti ⁱⁿ ſiſiſia
 Niſt uūht ſōrēdi haſter. droſniſi ſiſiſia
 laſ thiſ quēman iz in mūt. ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia
 Siliſiſia iz althana āna uūnk. ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia
 ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia
 Sūmenet fārent thānana. thoſi iroſſeſia
 afurthiſi in mūnū. iſtē mūnū ⁱⁿ ſiſiſia
 DEIN RISIONE SACERDOTŪ ET OMNIŪ PTER UNTIAM
 S iſiſia ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia
 in tēretunna hēton. mit iroſſeſia uūrtōn
 Thar ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia
 z iſiſia ⁱⁿ ſiſiſia ⁱⁿ ſiſiſia
 Alle thie thar uūdrun. ioh thar ⁱⁿ ſiſiſia

fideſiſia

Schreiborte des deutschen Mittelalters

Skriptorien – Werke – Mäzene

Herausgegeben von
Martin Schubert

De Gruyter

ISBN 978-3-11-021792-6
e-ISBN 978-3-11-021793-3

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany
www.degruyter.com

Inhalt

<i>Martin Schubert</i>	
Einleitung	1
<i>Klaus Wolf</i>	
Augsburg	41
<i>Corinna Virchow</i>	
Basel	57
<i>Dieter Merzbacher</i>	
Braunschweig	83
<i>Jens Haustein</i>	
Eisenach mit der Wartburg und der Neuenburg	105
<i>Christoph Fasbender</i>	
Erfurt	119
<i>Ernst Hellgardt</i>	
Freising	151
<i>Gereon Becht-Jördens und Wolfgang Haubrichs</i>	
Fulda	175
<i>Martin Schubert</i>	
Köln	217
<i>Lydia Wegener</i>	
Konstanz	263
<i>Alissa Theiß und Jürgen Wolf</i>	
Lübeck	283

<i>Wybren Scheepsma</i>	
Maastricht	307
<i>Stefan Pätzold</i>	
Magdeburg	329
<i>Britta Hedtke und Christoph Winterer</i>	
Mainz	347
<i>Jürgen Wolf</i>	
Marburg und Umgebung	373
<i>Ralf G. Päsler</i>	
Marienburg und das Preußenland	387
<i>Theodor Nolte</i>	
Passau	399
<i>Lenka Vodrážková und Václav Bok</i>	
Prag	425
<i>Christa Bertelsmeier-Kierst</i>	
Regensburg (einschließlich Prüll und Windberg)	459
<i>Sonja Glauch</i>	
St. Gallen	493
<i>Gernot Schafferhofer und Martin Schubert</i>	
Vorau	513
<i>Norbert Kössinger</i>	
Weißenburg	537
<i>Katrinette Bodarwé</i>	
Werden und Essen	549
<i>Peter Wiesinger</i>	
Wien	579
<i>Christopher Köhler</i>	
Würzburg	621
<i>Max Schiendorfer</i>	
Zürich	645

<i>Martin Baisch</i>	
Das Skriptorium des Cgm 51	669
<i>Robert Schöller und Gabriel Viehhauser</i>	
Das Skriptorium des Sangallensis 857	691
Register	717
Autorinnen und Autoren des Bandes	773



Schreiborte in diesem Band

Robert Schöller und Gabriel Viehhauser

Das Skriptorium des Sangallensis 857

Nur wenigen Handschriften des deutschsprachigen Mittelalters wurde in der Fachwelt ein solch hoher Stellenwert beigemessen wie dem St. Galler Codex 857.¹ Er versammelt zentrale Werke der deutschsprachigen Epik, die von mehreren Schreibern in hervorragender Qualität wiedergegeben und zudem mit kostspieligem Buchschmuck ausgestattet wurden. Es erscheint denkbar, dass ein solch aufwendig gestaltetes Objekt für einen „besonderen Anlaß, etwa für eine fürstliche Hochzeit oder für die Ausbildung eines jungen Herrschers“, ² hergestellt wurde. Allerdings sind Person und Motive des Auftraggebers gänzlich unbekannt.

1. Geschichte

Um die Herkunft des Codex einzugrenzen, ist zunächst ein Rückblick auf die Provenienzgeschichte notwendig. Der erste nachweisbare Besitzer des Codex ist der Universalgelehrte und Glarner Politiker Aegidius (Gilg) Tschudi (1505–1572). Leider findet sich in dessen umfassender Korrespondenz nicht der geringste Hinweis, wie er in den Besitz des Codex gekommen ist.³ Die Frühgeschichte

1 Der Codex ist vollständig abgebildet (inklusive der nun verstreuten Teile und – mutmaßlich – verwandter Fragmente) auf der CD-Rom: St. Galler Nibelungenhandschrift (Cod. Sang. 857). Hrsg. von der Stiftsbibliothek St. Gallen und dem Parzival-Projekt. 2., erweiterte Auflage. St. Gallen 2005 (Codices Electronici Sangallenses 1). Darin: Michael Stolz: Der Codex Sangallensis 857 – Konturen einer bedeutenden mittelhochdeutschen Epenhandschrift (S. 9–82). Die Forschungsliteratur wird vom Handschriftencensus (www.handschriftencensus.de) laufend aktualisiert. Im Folgenden stammen die ersten beiden Abschnitte von Robert Schöller, die letzten drei von Gabriel Viehhauser.

2 Nigel F. Palmer: Der Codex Sangallensis 857: Zu den Fragen des Buchschmucks und der Datierung. In: Wolfram-Studien 12, 1992, S. 15–31, hier S. 19.

3 Vgl. Johannes Duft: Die Nibelungen-Handschrift in der Stiftsbibliothek St. Gal-

der Handschrift zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert liegt im Dunkeln. Überlegungen, die auf die Schlösser Hohenems und Werdenberg als vorgängige Aufbewahrungsorte abzielten, stellten sich schon bald als Spekulationen heraus.⁴ Da zwei Benutzerspuren des 15. Jahrhunderts auf den alemannischen Raum verweisen,⁵ liegt immerhin die Schlussfolgerung nahe, dass Tschudi die Handschrift tatsächlich aus seiner näheren Umgebung besorgte und sie nicht etwa seinen umfassenden mitteleuropäischen Kontakten verdankte. Der dem frühen 16. Jahrhundert entstammende Einband – dunkelbraunes Leder auf Holz mit Stempelverzierung (Lilie, Rosette, Schriftband *laus deo*) – wurde auch für weitere Codices aus Tschudis Besitz nachgewiesen;⁶ dass diese auch auf dessen Veranlassung hergestellt wurden, erscheint nicht unwahrscheinlich, ist aber letztlich nicht beweisbar. Tschudi studierte die Texte überaus aufmerksam, wie Zusammenstellungen mittelhochdeutscher Wörter am Vorsatzblatt, ein Namenverzeichnis zum ‚Nibelungenlied‘ auf der unbeschriebenen Seite 290 sowie über den gesamten Codex verstreute Randglossen und Unterstreichungen belegen, wobei sein Interesse insbesondere sprachgeschichtlichen und etymologischen Aspekten sowie historischen Orts- und Personennamen galt⁷ – alles Schwer-

len. In: J. D.: Die Abtei St. Gallen. Band I. Beiträge zur Erforschung ihrer Manuskripte. Ausgewählte Aufsätze in überarbeiteter Fassung. Hrsg. zum 75. Geburtstag des Verfassers von Peter Ochsenbein und Ernst Ziegler. Sigmaringen 1990, S. 147–164, hier S. 157.

- 4 Vgl. hierzu u. a. [Gustav Scherrer:] Verzeichniss der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Halle 1875, S. 294; Wolfram von Eschenbach: Parzival (Handschrift D). Abbildung des „Parzival“-Teils von Codex St. Gallen 857 sowie des (heutigen) Berliner Fragments L (mgf 1021) der „Kindheit Jesu“ Konrads von Fußesbrunnen aus dem St. Galler Codex. Hrsg. von Bernd Schiroke. Göttingen 1989 (Litterae 110), S. XXXf.; Duft 1990 (Anm. 3), S. 157–159.
- 5 Palmer 1992 (Anm. 2), S. 21; Werner J. Hoffmann: Konrad von Heimesfurt. Untersuchungen zu Quellen, Überlieferung und Wirkung seiner beiden Werke ‚Unser vrouwen hinvar‘ und ‚Urstende‘. Wiesbaden 2000 (Wissensliteratur im Mittelalter 226), S. 362; Stolz 2005 (Anm. 1), S. 42.
- 6 Ute Obhof: Zum Einband der St. Galler Handschrift 857. Ein Steckbrief. In: Zeitschrift für deutsches Altertum [im Folgenden ZfdA] 134, 2005, S. 183–185 und 136, 2007, S. 79–81, vermutet, Cod. 857 sei „bereits in den 1520/1530er Jahren im Besitz Tschudis gewesen“ (Teil II, S. 81).
- 7 Vgl. hierzu ausführlich Bernd Schiroke: „... und mit vielen lehrreichen Anmerkungen erläutert.“ Aegidius Tschudis Einträge im Codex Sangallensis 857. In: Festgabe für Eva Schütz. Freiburg 1999 (Privatdruck), S. 244–281. Schiroke weist darauf hin, dass im Zuge einer Restauration im Jahre 1962 das zweite Vorsatzblatt beschnitten wurde, wodurch einige der Notate Tschudis verloren gingen. Diese Notate sind auf Mikrofilmen der Bibliothek des Deutschen Seminars I der Universität Freiburg i. Br. (Signaturen G 4881, G 8445 und G 8448) noch lesbar. Das erste Vorsatzblatt

punkte, die charakteristisch für seine eigenen historiographischen und philologischen Schriften sind.⁸ Darüber hinaus ergänzte er zuweilen – v. a. im ‚Parzival‘ – vom Schreiber ausgesparte Initialen oder herausgerückte Anfangsbuchstaben. Allerdings sind diese Ergänzungen in den wenigsten Fällen deutlich von den originalen Schriftzeichen zu unterscheiden, was einen neuzeitlichen Herausgeber vor nicht unbeträchtliche Probleme stellen kann.⁹

Nach Tschudis Tod verblieb der Cod. 857 knapp zwei Jahrhunderte im Besitz der Familie. Ab 1652 wurde sein Nachlass auf Schloss Gräplang (bei Flums im Sarganserland) aufbewahrt, bis er im Jahr 1767 von Joseph Leodegar Tschudi zum Verkauf angeboten wurde. Zu diesem Zweck erstellte er einen Verkaufskatalog, in dem auch der Cod. 857 verzeichnet und umfassend beschrieben wird.¹⁰ Teile des Nachlasses (u. a. die ‚Schweizerchronik‘) gingen im folgenden Jahr an Zürich, eine große Zahl an Manuskripten (darunter der auch von den Zürchern auf Betreiben Johann Jakob Bodmers umworbene Cod. 857) wurde hingegen von Abt Beda Angehrn für die St. Galler Stiftsbibliothek erworben.¹¹ Zu diesem Zeitpunkt enthielt der Codex, der von Angehrns Nachfolger Ildefons von Arx ausgesprochen fehlerhaft paginiert wurde,¹² gegenüber seiner heutigen

ist heute nicht mehr vorhanden. Wir danken Herrn Schirok für die Zusendung eines Typoskripts des schwer zugänglichen Privatdrucks.

- 8 Vgl. u. a. Stefan Sonderegger: Tschudis Stellung im Rahmen der humanistischen Philologie des 16. Jahrhunderts. In: Aegidius Tschudi und seine Zeit. Hrsg. von Katharina Koller-Weiss und Christian Sieber. Basel 2002, S. 193–207.
- 9 Eine Ergänzung von Tschudis Hand liegt etwa ‚Parzival‘ 11,1 (–o sprach → Do sprach) vor; der frühneuzeitliche Schriftduktus des hinzugefügten „D“ entspricht exakt der Glossierung (*Der Künig*) am rechten oberen Rand. Joachim Bumke setzt in seiner Ausgabe (Wolfram von Eschenbach: Parzival. Auf der Grundlage der Handschrift D. Tübingen 2008 [Altdeutsche Textbibliothek 119]) den herausgerückten Buchstaben in den Text und bedient sich im Apparat einer neutralen, pragmatisch ausgerichteten Terminologie: „Vor die Zeile gesetzte Majuskel“.
- 10 Der Cod. 857 betreffende Text des Katalogs (Nr. 101) wird abgedruckt und vor dem zeitgenössischen Bildungshorizont analysiert in: Wolfram von Eschenbach: Willehalm. Abbildung des ‚Willehalm‘-Teils von Codex St. Gallen 857 mit einem Beitrag zu neueren Forschungen zum Sangallensis und zum Verkaufskatalog von 1767. Hrsg. von Bernd Schirok. Göttingen 2000 (Litterae 119).
- 11 Vgl. Katharina Koller-Weiss und Christian Sieber: Biographischer Überblick zu Aegidius Tschudi. In: Koller-Weiss/Sieber 2002 (Anm. 8), S. 15–17, hier S. 17. Zur Rivalität zwischen Zürich und St. Gallen um den Erwerb des Nachlasses und zu den Kaufmotiven Beda Angehrns vgl. u. a. Duft 1990 (Anm. 3), S. 166f.; Peter Ochsenbein: Entfremdete Blätter aus der St. Galler Nibelungenhandschrift. In: *Librarium. Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft* 31, 1988, S. 33–43, hier S. 33f.; Schirok 1989 (Anm. 4), S. VII–IX; Stolz 2005 (Anm. 1), S. 12f.
- 12 Vgl. hierzu Duft 1990 (Anm. 3), S. 148.

Zusammensetzung (Wolframs ‚Parzival‘, ‚Nibelungenlied‘ und ‚Klage‘, des Strickers ‚Karl der Große‘, Wolframs ‚Willehalm‘, einige im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts¹³ nachgetragene Spruchstrophen Friedrichs von Sonnenburg) noch Konrads von Fußesbrunnen ‚Kindheit Jesu‘ und Konrads von Heimesfurt ‚Unser vrouwen hin-vart‘ (vgl. die Übersicht auf S. 700). Diese Teile, die wohl bereits zum Zeitpunkt des Erwerbs unvollständig waren,¹⁴ wurden in einem Zeitraum zwischen 1780 und ca. 1824 entfernt.¹⁵ Sie befinden sich nun in Berlin (Staatsbibliothek, mgf 1021; ‚Kindheit Jesu‘) und Karlsruhe (Landesbibliothek, Cod. K 2037; ‚Hinvar‘).¹⁶

Die heute gegebene Anordnung der Texte dürfte, wie Untersuchungen Bernd Schiroks ergaben, der ursprünglichen Reihung entsprechen. Darauf weisen insbesondere die Abklatsche hin, die die Schmuckinitialen auf den jeweils aufliegenden Seiten hinterlassen haben. Darüber hinaus konnte Schirok anhand von älteren Heftlöchern nachweisen, dass der (Neu-)Bindung im 16. Jahrhundert eine frühere Bindung – laut Schirok die Erstbindung – voranging.¹⁷ Dadurch sind ältere Überlegungen zu einer abweichenden Textabfolge, die etwa einer ursprünglichen Erststellung des ‚Willehalm‘ galten, weitgehend obsolet geworden.¹⁸

13 Zur Datierung des Nachtrags vgl. Karin Schneider: *Gotische Schriften in deutscher Sprache*. Bd. I: Vom späten 12. Jahrhundert bis um 1300. Textband. Wiesbaden 1987, S. 134.

14 Vgl. Schirok 2000 (Anm. 10), S. XXXII–XXXIV; Klaus Klein: Der Sangallensis 857, Konrad von Heimesfurt und Kommissar Zufall. In: *ZfdA* 123, 1994, S. 76–90, hier S. 83f.; Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 351f.

15 Vgl. Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 349. Die zeitlichen Eckpunkte markieren die Paginierung durch Ildefons von Arx, die auch das ‚Kindheit Jesu‘-Fragment aufweist, und die erste Einsichtnahme in den Codex durch Karl Lachmann.

16 Die Geschichte der Wiederentdeckung referiert ausführlich Stolz 2005 (Anm. 1), S. 12–18 (mit umfassender Bibliographie).

17 Vgl. Bernd Schirok: Der Codex Sangallensis 857. Überlegungen und Beobachtungen zur Frage des Sammelprogramms und der Textabfolge. In: *Ist mir getroumet min leben?* Vom Träumen und vom Anderssein. Festschrift für Karl-Ernst Geith zum 65. Geburtstag. Hrsg. von André Schnyder, Claudia Bartholemy-Teusch, Barbara Fleith und René Wetzel. Göttingen 1998 (GAG 632), S. 111–126, bes. S. 120–123. Vgl. hierzu auch Joachim Heinzle: Rezension zu Schirok 2000 (Anm. 10) in: *ZfdA* 130, 2001, S. 358–362, hier S. 360.

18 Vgl. etwa Werner Schröder: Zur Bucheinteilung in Wolframs Willehalm. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 43, 1969, S. 385–404, hier S. 389; Wolfram von Eschenbach: *Willehalm*. Nach der gesamten Überlieferung kritisch hrsg. von Werner Schröder, Berlin, New York 1978, S. XXIII.

2. Texte

Der Cod. 857 besteht aus fünf Faszikeln bzw. ‚booklets‘.¹⁹ Jeder der ersten vier Teile beginnt auf einer neuen Lage und ist jeweils einer Dichtung (‚Nibelungenlied‘ und ‚Klage‘ zusammengefasst) vorbehalten. Der fünfte, heute verstreute Faszikel umfasste die ‚Kindheit Jesu‘ und die ‚Hinvar‘.²⁰ Für die Abschrift der Texte wurden Vorlagen von höchster Qualität herangezogen – ob dies einer bewussten Selektion durch die Verantwortlichen oder der zufälligen Verfügbarkeit der jeweiligen Vorlage zu verdanken ist, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurde jeder der vollständigen Texte von den neuzeitlichen Herausgebern als die ‚originalnächste‘ Handschrift angesehen und – mehr oder weniger offen deklariert – als Leithandschrift den Editionen zugrunde gelegt. Dass damit auch eine Kanonisierung des Cod. 857, eine fachgeschichtlich höchst folgenreiche Privilegierung der St. Galler Texte gegenüber der restlichen Überlieferung einherging, steht auf einem anderen Blatt. Die beiden Wolfram-Texte des Cod. 857 sind innerhalb des Überlieferungsverbunds merkwürdig isoliert. Der St. Galler ‚Parzival‘ (Sigle D) repräsentiert den einzigen vollständig erhaltenen Textzeugen der seit Karl Lachmann so genannten Fassung *D, der sonst nur noch einige wenige Fragmente angehören.²¹ Ähnlich verhält es sich mit dem St. Galler ‚Willehalm‘ (Sigle G),²² dem einzigen vollständigen Textzeugen des 13. Jahrhunderts: Zwar bildet dieser gemeinsam mit der Kasseler Hs. Ka (Universitätsbibliothek/LMB, 2^o Ms. poet. et roman. 1) und der Wiener Hs. V (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2670) eine – wiederum recht schmale – Gruppe (abgeleitet aus dem sog. Hyparchetyp α), doch überliefert er in der Anfangspartie (1,1–120,30) und in einem mittleren Teil (327,1–343,30)²³ einen singulären Text, der gegen alle übrigen Textzeugen

¹⁹ Palmer 1992 (Anm. 2), S. 19.

²⁰ Vgl. den Überblick bei Stolz 2005 (Anm. 1), S. 31f.

²¹ Hierzu pointiert Joachim Bumke: Rezension zu Schöller/Viehhauser-Mery [Anm. 71]. In: ZfdA 139, 2010, S. 240–249, hier S. 249: „Mit anderen Worten: D ist eine ausgezeichnete Handschrift; *D ist ein Problem.“

²² In der Ausgabe Lachmanns (Wolfram von Eschenbach. Hrsg. von Karl Lachmann. Berlin 1833) trägt der St. Galler ‚Willehalm‘ noch die Sigle K.

²³ Vgl. Werner Schröder: Der Text von Wolframs ‚Willehalm‘ vom 327. bis zum 343. Dreißiger. Mainz 1977 (Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Kl./Akad. d. Wiss. und der Lit.; Jg. 1977, Nr. 1).

steht.²⁴ Der St. Galler ‚Willehalm‘ weist überdies – wie sonst nur Hs. V – gegen die übrigen Handschriften am Ende der Dichtung fünfzehn zusätzliche Verse (467,9–23) auf und bricht bei Vers 467,23, mitten in einem Verspaar, ab. Der Textschluss (ab 467,5) wurde von einer anderen Hand als jener des ‚Willehalm‘-Schreibers eng gedrängt am unteren Rand von S. 691 notiert.²⁵ Zu den Besonderheiten der St. Galler ‚Parzival‘- und ‚Willehalm‘-Texte zählt auch das partielle Fehlen von Anspielungen auf fränkische Lokaltäten (‚Parzival‘: Trüdingen, 184,24; ‚Willehalm‘: Nördlingen, 295,16), für das es in der Parallelüberlieferung nur jeweils einen Vergleichsfall gibt.²⁶ Die kunstvolle Geschlossenheit dieser Partien lässt in keiner Weise erkennen, dass hier Umformulierungen vorgenommen worden sein könnten.²⁷ Obwohl von demselben Schreiber (III) wie der ‚Parzival‘ geschrieben, scheint der ‚Willehalm‘ mehr absolute, also objektivierbare Fehler aufzuweisen.²⁸ Ob dies mit dem vorzeitigen Abbruch

24 Ka stimmt auch im Schlussteil (403,1–467,8) mit der restlichen Überlieferung gegen G und V überein; vgl. den Überblick bei Joachim Bumke: *Wolfram von Eschenbach*. 8., völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Weimar 2004 (Sammlung Metzler 36), S. 391f.

25 Es handelt sich wohl um Schreiber VI, der im Cod. 857 sonst nur vier Verse des ‚Karl‘ geschrieben hat; vgl. Schiroke 1989 (Anm. 4), S. XVIII; zum Schreiber VI siehe auch Anm. 51, zur Verteilung der Schreiber siehe unten, S. 699f.

26 Das *D angehörende ‚Parzival‘-Fragment 15 (Zürich, Zentralbibliothek, Cod. Z XIV 13; Zählung nach Gesa Bonath und Helmut Lomnitzer: *Verzeichnis der Fragment-Überlieferung von Wolframs ‚Parzival‘*. In: *Studien zu Wolfram von Eschenbach*. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Kurt Gärtner und Joachim Heinzle. Tübingen 1989, S. 84–159) überliefert die Stelle ähnlich, aber nicht identisch wie der Cod. 857. Es enthält zwei unbekannte (und unleserliche) Versanfänge und verzichtet zusätzlich auf die bald folgende Selbstnennung des Autors. In der ‚Willehalm‘-Hs. Ha (Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek, Cod. germ. 19) sind die entsprechenden Verse exakt wie im Cod. 857 formuliert, was Schröder veranlasste, die Möglichkeit einer Autorvariante in Erwägung zu ziehen. Werner Schröder: *Rezension zu Heinzles ‚Willehalm‘-Ausgabe*. In: *ZfdA* 121, 1992, S. 114–130, hier S. 118.

27 Vgl. Robert Schöller: *In Trüdingen und anderswo. Varianz in den ‚Parzival‘-Versen 184,1–185,20*. In: *ZfdA* 134, 2005, S. 415–441. Zu den Minusversen in D zuletzt Joachim Bumke: *Zur Textkritik des ‚Parzival‘*. In: *ZfdA* 139, 2010, S. 453–485.

28 Zum Begriff des ‚absoluten Fehlers‘ vgl. *Wolfram von Eschenbach: Willehalm*. Nach der Handschrift St. Gallen. *Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar*. Hrsg. von Joachim Heinzle. Mit den Miniaturen aus der Wolfenbütteler Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothea Diemer. Frankfurt a. M. 1991 (Bibliothek des Mittelalters 9), S. 808. Zum qualitativen Abfall des ‚Willehalm‘ gegenüber dem ‚Parzival‘ vgl. bereits Lachmann 1833 (Anm. 22), S. XXXIII, und, schärfer noch, Hermann Paul: *Zu Wolframs ‚Willehalm‘*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* [im Folgenden PBB] 2, 1876, S. 318–338.

des Textes und einer folglich ausbleibenden Endredaktion durch den Autor zusammenhängt, muss offen bleiben.²⁹ Die St. Galler Version des ‚Nibelungenlieds‘ (Sigle B) galt der Forschung nach Lachmann (der A bevorzugte) lange Zeit als die dem Grundtext am nächsten stehende Fassung; heute ist die Frage nach der Chronologie der in den Haupthss. versammelten Texte jedoch wieder offen.³⁰ Hs. B weist mit insgesamt 2376 Strophen beträchtlich mehr Text auf als die Münchner Hs. A (Staatsbibliothek, Cgm 34: 2316 Strophen) und beträchtlich weniger Text als die Karlsruher Hs. C (Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 63: wahrscheinlich 2439 Strophen).³¹ Im Gegensatz zu den Hss. A und C stellt das St. Galler ‚Nibelungenlied‘ den Aventure-Eingängen keine Überschriften voran. Wie in allen weiteren Hss. ist auch im Cod. 857 das (strophische) ‚Nibelungenlied‘ im Verbund mit der (stichischen) ‚Klage‘ (Sigle B) überliefert, die mit einer Schmuckinitiale direkt an das ‚Lied‘ angeschlossen wurde. Der Übergang gibt nicht zu erkennen, dass hier eine neue Dichtung beginnt. Offenbar wurde die ‚Klage‘ als eine weitere Aventure des ‚Lieds‘ aufgefasst.³² Auffällig am Textbestand der St. Galler ‚Klage‘ ist die 38 Verse umfassende Schlusspartie, in der vom weiteren Schicksal Etzels berichtet wird. Dieser Abschnitt fehlt in A; in C und a (Genf-Cologne, Bibliotheca Bodmeriana, Nr. 117) steht er an anderer Position.³³ Der aktuellen Ausgabe von Strickers ‚Karl dem Großen‘ (Sigle C) schließlich wurde ebenfalls der St. Galler Text (Sigle B) zugrunde gelegt.³⁴ Textgeschichtlich gehört C in diesem Fall einer größeren Gruppe an, die aus fünf vollständigen Hss. und einigen Fragmenten besteht.³⁵

29 Hierzu zuletzt Christoph Gerhardt: Der ‚Willehalm‘-Zyklus. Stationen der Überlieferung von Wolframs ‚Original‘ bis zur Prosafassung. Stuttgart 2010 (ZfdA – Beihefte 12), S. 14.

30 Vgl. Joachim Heinzle: Die Nibelungen. Lied und Sage. Darmstadt 2005, S. 62–66.

31 Vgl. Das Nibelungenlied. Text und Einführung. Nach der St. Galler Handschrift hrsg. und erläutert von Hermann Reichert. Berlin, New York 2005, S. 3.

32 Vgl. Joachim Bumke: Die vier Fassungen der ‚Nibelungenklage‘. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin, New York 1996 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8 [242]), S. 243–248.

33 Vgl. Bumke 1996 (Anm. 32), S. 272.

34 Stefanie Weber: Strickers ‚Karl der Große‘. Analyse der Überlieferungsgeschichte und Edition des Textes auf Grundlage von C. Hamburg 2010 (Schriften zur Mediävistik 18).

35 Vgl. Weber 2010 (Anm. 34), S. 79–96.

Über das dem Cod. 857 zugrunde liegende Sammelprogramm konnte bis heute kein Konsens erzielt werden. Lachmanns Ansicht, dass die „theile dieser handschrift nur durch den buchbinder vereinigt“³⁶ seien, wurde noch in der jüngeren Vergangenheit vertreten.³⁷ Palmer überlegte, ob das breite Themenspektrum auf die „Ergänzung einer schon bestehenden Bibliothek“³⁸ hindeuten könnte. Dagegen stehen Positionen, die – namentlich seit Hans Fromm³⁹ – eine heilsgeschichtliche Dimension der Sammlung hervorheben.⁴⁰ Demnach ziele die Auswahl in quasi „gegenchronologischer“⁴¹ Abfolge „auf höfische Epik mit historischem Anspruch und heilsgeschichtlicher bzw. religiöser Dimension“.⁴² Eine vergleichbare Kompilation von höfischem Roman, Heldenepik und religiöser Dichtung weist etwa auch die Karlsruher Sammelhandschrift (Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 74) aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts auf.⁴³ Jedenfalls war Autorschaft bei der Textzusammenstellung kein leitendes Kriterium; denn obwohl nur im Cod. 857 der ‚Parzival‘ und der ‚Willehalm‘ vereinigt sind, war die Verfasserschaft für den Auftraggeber doch „kein entscheidender Grund, beide Werke aufeinander folgen zu lassen.“⁴⁴ Vielmehr lässt sich eine Tendenz zur Verbindung nach gattungsspezifischen Kriterien ausmachen, für die es durchaus Vergleichsbeispiele in anderen Sammelhss. gibt: Der ‚Willehalm‘ folgt mit historischer Folgerichtigkeit auf den ‚Karl‘ (so auch Hamburg, Cod. germ. 19), die Verbindung von ‚Nibelungenlied‘ und ‚Klage‘ bildet generell die überlieferungsgeschichtliche Regel, und auch für die gemeinsame Tradierung von ‚Kindheit Jesu‘ und ‚Hinvar‘ lässt sich eine Parallele anführen (Karlsruhe, Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 74). Das Interesse des Auftraggebers galt offenbar den alten, berühmten Texten vom Beginn des 13. Jahrhunderts. Werner J. Hoffmann vermerkte, dass es sich durchweg um Texte handelt, „die innerhalb der Gattung, der sie

36 Lachmann 1833 (Anm. 22), S. XXXIV.

37 Vgl. Klein 1994 (Anm. 14), S. 88; Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 366.

38 Palmer 1992 (Anm. 2), S. 19.

39 Hans Fromm: Überlegungen zum Programm des St. Galler Codex 857. In: Der Ginkgo Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa 13, 1995, S. 181–193.

40 Vgl. etwa Schirok 1998 (Anm. 17), S. 116; Heinzle 2005 (Anm. 30), S. 68.

41 Schirok 1998 (Anm. 17), S. 125.

42 Heinzle 2001 (Anm. 17), S. 361.

43 Rudolf von Ems: ‚Wilhelm von Orlens‘; Konrad von Fußesbrunnen: ‚Kindheit Jesu‘; Konrad von Heimesfurt: ‚Unser vrouwen hinvar‘; ‚Sigenot‘; ‚Eckenlied‘. Vgl. Bumke 1996 (Anm. 32), S. 152f.

44 Gerhardt 2010 (Anm. 29), S. 73.

angehören, die größte Verbreitung fanden.“⁴⁵ Man wird die Sammlung demnach als durchaus repräsentativ für den literarischen Geschmack um die Hälfte des 13. Jahrhunderts ansehen können.⁴⁶

3. Schreiber

An der Abfassung des St. Galler Codex waren mindestens sechs, vielleicht sogar sieben Schreiber beteiligt.⁴⁷ Wenn die Kooperation dieser Kräfte tatsächlich über längere Zeit und nicht bloß für den besonderen Anlassfall der St. Galler Prunkhandschrift bestand, dann ist aufgrund der überdurchschnittlich hohen Zahl der involvierten Personen davon auszugehen, dass die Handschrift in einem größeren Skriptorium angefertigt wurde.⁴⁸ Die Abfolge der Schreiber und die Verteilung der Hände auf die einzelnen Werke zeigt die folgende Tabelle:⁴⁹

Parzival

1.1–16.2	Schreiber I	S. 5a–9a [Bl. 1ra–3ra]
16.3–18.29	Schreiber II	S. 9a–9b [Bl. 3ra–3rb]
18.30–827.30	Schreiber III	S. 10a–288a [Bl. 3va–115va]

⁴⁵ Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 366.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 367.

⁴⁷ Nicht restlos gesichert ist die Identifizierung des Schreibers VI, vgl. hierzu Anm. 51. Hinzu kommt noch ein späterer Schreiber, der die Strophen Friedrichs von Sonnenburg nachgetragen hat. Er wird in der folgenden Übersicht als Schreiber VIII geführt.

⁴⁸ Joachim Bumke: Epenhandschriften. Vorüberlegungen und Informationen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 12. und 13. Jahrhundert. In: Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Festschrift für Karl Stackmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Ludger Grenzmann, Hubert Herkommer und Dieter Wuttke. Göttingen 1987, S. 49–59, hier S. 55f., weist darauf hin, dass die meisten erhaltenen Epenhandschriften des 12. und 13. Jahrhunderts von einer, bestenfalls zwei Händen geschrieben wurden. Demgegenüber finden sich nur vereinzelt Beispiele für umfangreichere Zusammenarbeiten mehrerer Schreiber: „Handschriften dieser Art können nur in einer großen und gut organisierten Schreibstube entstanden sein. In den Kanzleien der weltlichen Fürstenhöfe haben im 13. Jahrhundert wohl selten 5–6 Schreiber gleichzeitig gearbeitet; und die städtischen Schreibstuben waren noch kleiner.“ Vgl. auch Joachim Heinzle: Die Handschriften des ‚Nibelungenlieds‘ und die Entwicklung des Textes. In: Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos. Hrsg. von Joachim Heinzle, Klaus Klein und Ute Obhof. Wiesbaden 2003, S. 191–212, hier S. 199.

⁴⁹ Im Anschluss an Stolz 2005 (Anm. 1), S. 33.

„Nibelungenlied“ und „Klage“⁵⁰

2.1–2.4	Schreiber III	S. 291a [Bl. 117ra]
4.1–21.1	Schreiber IV	S. 291a–291b [Bl. 117ra–117rb]
21.1–392.4	Schreiber III	S. 291b–307b [Bl. 117rb–125rb]
393.1–Klage 4357	Schreiber V	S. 307b–451 [Bl. 125rb–196v]

„Karl der Große“

1–396	Schreiber V	S. 452a–455a [Bl. 197ra–198va]
397–400	Schreiber VI ⁵¹	S. 455b [Bl. 198vb]
401–12206	Schreiber VII	S. 455b–558b [198vb–251rb]

„Willehalm“

1.1–467.4	Schreiber III	S. 561a–691b [Bl. 252va–317vb]
467.5–22	Schreiber VI ⁵²	S. 691 [317v] unter der Spalte

Friedrich von Sonnenburg

5 Strophen	Schreiber VIII ⁵³	S. 693 [Bl. 318v]
------------	------------------------------	-------------------

„Kindheit Jesu“

1–1141	Schreiber V	S. 694a–703b [Bl. 319ra–323vb]
--------	-------------	--------------------------------

„Hinvar“

1025–1209	Schreiber V	Bruchstück
-----------	-------------	------------

50 Die Strophenzählung des „Nibelungenlieds“ folgt der Ausgabe: Das Nibelungenlied. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch hrsg. von Helmut de Boor. 22. revidierte und von Roswitha Wisniewski ergänzte Auflage. Wiesbaden 1996 (Deutsche Klassiker des Mittelalters).

51 Vgl. Rosemary Elinor Wallbank: The Nibelungen Manuscript B (St. Gall). A Study of its Language. Ph. D. thesis. Univ. London 1954, S. 13f. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 134, schlägt die Passage stillschweigend Schreiber V zu; zurückhaltend bleibt Klein 1994 (Anm. 14), S. 84 und Anm. 25. Bumke 1996 (Anm. 32), S. 150, erscheint es generell „zweifelhaft, daß tatsächlich sieben verschiedene Personen an der Niederschrift des Kodex beteiligt waren“; er gibt zu bedenken, dass sich „einige der Nebenhände [...] nur geringfügig“ unterscheiden. Ob sich diese Bedenken konkret gegen die Identifizierung von Schreiber VI richten, bleibt jedoch unklar. – Schröder 1969 (Anm. 18), Schirot 1989 (Anm. 4), und Michael Redeker: Der Codex Sangallensis. Beschreibung, Forschungsgeschichte, Forschungsprobleme. Magisterarbeit Marburg 1989, zählen Schreiber VI als VII und Schreiber VII als VI.

52 Nachtrag der letzten „Willehalm“-Verse am Blattende; vgl. Anm. 25.

53 Laut Schneider 1987 (Anm. 13), S. 134, handelt es sich um einen „Nachtrag einer jüngeren Hand“, die aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts stammt.

Wie aus der Übersicht hervorgeht, waren die Schreiber in unterschiedlichem Maße an der Abschrift beteiligt: Neben den Hauptschreibern III, V und VII finden sich auch drei bzw. vier Hände, die nur sehr kurz zum Einsatz gekommen sind. Diese Konstellation wurde in der Forschung wiederholt als Lehrer-Schüler-Verhältnis gedeutet.⁵⁴ Insbesondere dem am meisten beschäftigten Schreiber III, der den größten Teil des ‚Parzival‘, den gesamten ‚Willehalm‘ (mit Ausnahme des Endnachtrags) und auch Teile des ‚Nibelungenlieds‘ verfertigt hat, wurde eine Führungsposition im Skriptorium zugebilligt.⁵⁵

Es ist auffällig, dass sich der Wechsel der Schreiberhände in den meisten Fällen zu Beginn der einzelnen Texte vollzog.⁵⁶ Die relativ rasche Ablösung der Schreiber I, II, IV und VI ist in der früheren Forschung daher oftmals auf eine behauptete Unzufriedenheit der Hauptschreiber mit der Arbeit ihrer mutmaßlichen Schüler zurückgeführt worden. Witte vermutete etwa, dass Schreiber III zu Beginn des ‚Nibelungenlieds‘ Schreiber IV deswegen so rasch „die feder [...] aus der hand“ nahm, weil dieser zu nachlässig schrieb.⁵⁷ Der Auffassung Schröders zufolge war die Unzufriedenheit der ‚Meister‘ mit ihren ‚Gehilfen‘ sogar dermaßen ausgeprägt, dass sie grundlegende Auswirkungen auf die Arbeitsabläufe im Skriptorium nach sich zog: Vergegenwärtigt man sich nämlich die Verteilung der Schreiber auf die einzelnen Werke und die Lagen des Codex, dann fällt auf, dass zwar jedes Werk (bis auf die als zusammengehörig empfundenen ‚Nibelungen‘-Texte) mit einer neuen Lage beginnt,⁵⁸ dieser Umstand aber vielleicht nur bedingt für eine simultane Arbeitsweise ausgenutzt wurde. Eigentlich wäre es aufgrund der langgemäßen Aufteilung durchaus möglich gewesen, dass die ver-

54 Vgl. etwa Arthur Witte: Die Parzivalhandschrift D. In: PBB 51, 1927, S. 307–382, hier S. 312, oder Schröder 1969 (Anm. 18), S. 385.

55 Vgl. Wallbank 1954 (Anm. 51), S. 11; Schröder 1969 (Anm. 18), S. 385.

56 Im ‚Nibelungenlied‘, im ‚Parzival‘ und im ‚Karl‘, vgl. Stolz 2005 (Anm. 1), S. 34.

57 Witte 1927 (Anm. 54), S. 311–313; daran anschließend Wallbank 1954 (Anm. 51), S. 26. Witte setzte sich damit von Ludwig Laistner ab, der diametral entgegengesetzt davon ausging, dass dem Schreiber IV eine leitende Funktion bei einer mutmaßlichen Modernisierung des ‚Nibelungenlieds‘ zukam: Das Nibelungenlied nach der Hohenems-Münchener Handschrift (A) in phototypischer Abbildung. Nebst Proben der Handschriften B und C. Mit einer Einleitung von Ludwig Laistner. München 1886 (Berühmte Handschriften des Mittelalters in phototypischer Nachbildung I), S. 16.

58 Möglicherweise wurde auch für die ‚Hinvar‘ keine neue Lage begonnen, vgl. dazu Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 352.

schiedenen Schreiber parallel jeweils an einem Werk gearbeitet hätten, in der Praxis wurde diese Vorgangsweise aber offenbar nicht durchgehalten, wie die sukzessive Abfolge der Schreiber über die Werkgrenzen hinaus zunächst nahelegt. Schröder vermutete nun, dass zumindest an eine gleichzeitige Arbeit gedacht war: „Den ‚Willehalm‘ hatte sich der Hauptschreiber [III] vorbehalten, den ‚Parzival‘ jedoch zunächst einem andern (dem ersten) überlassen. Der hat sorgfältig gearbeitet, so dass kein erkennbarer Grund bestand, ihn abzulösen; sein Nachfolger jedoch (der zweite) genügte den Ansprüchen des Meisters nicht, so daß er auch den ‚Parzival‘ selbst übernommen hat. Auch beim ‚Nibelungenlied‘ hat er es anfangs mit einem Gehilfen (dem vierten) versucht, ihm sogar eine Strophe vorgeschrieben. Doch war er mit seiner nachlässigen Schreibweise so wenig zufrieden, daß er ihm mitten in einer Zeile [...] die Feder aus der Hand genommen hat.“⁵⁹ Erst danach sei es zur sukzessiven Abfolge der Schreiber III, V und VII gekommen. Schröders Rekonstruktionsversuch bleibt natürlich unbeweisbar und erklärt zudem nicht, wieso Schreiber I nur zu einem Kurzeinsatz gekommen ist.⁶⁰ Dass solche auch in anderen Handschriften nachweisbaren Intermezzi von Schülern oder Gehilfen stammen, erscheint zwar nicht völlig unplausibel, dürfte sich in den meisten Fällen aber nicht mit letzter Sicherheit belegen lassen.⁶¹

Auch die durch Schröders Annahmen aufgeworfene Frage, inwieweit die Schreiber gleichzeitig am Cod. 857 gearbeitet haben,

⁵⁹ Schröder 1969 (Anm. 18), S. 388.

⁶⁰ Schiroke 1989 (Anm. 4), S. XIX, vermutet, dass der – unerklärliche – Ausfall von Schreiber I überhaupt erst der Anlass für das Wechselspiel der Schreiberhände war, und hebt dabei ebenfalls auf die Qualität der Schreiber ab: „Schröders wichtigste Beobachtung scheint mir zu sein, daß die Qualität der Arbeit von Schreiber I keinen Anlaß zu seiner Ablösung bot [...]. Man wird also mit seinem – wie immer zu erklärenden – Ausfall rechnen müssen. Berücksichtigt man, daß dem Schreiber I mit dem ‚Parzival‘ der umfangreichste Text des ganzen Unternehmens übertragen worden war, so ist die Vermutung naheliegend, daß die Turbulenzen, von denen die mehrfachen Schreiberwechsel beredtes Zeugnis ablegen, mit dem Ausfall von Schreiber I in Verbindung stehen.“ Der Einsatz der ‚Gehilfen‘ IV und VI hätte demnach nur eine Notlösung zur Kompensation des Wegfalls von Schreiber I dargestellt. Witte 1927 (Anm. 54), S. 380, erklärt sich den Abbruch von Schreiber I auf der Grundlage seiner Annahme, dass dieser mitteldeutsche Merkmale in Schrift und Schreibsprache aufweise: „Ist die hs. in einem mitteldeutschen kloster begonnen und in einem süddeutschen beendet worden? Man hat ja wohl beispiele, daß so etwas in kriegerischen zeiten vorgekommen sei.“

⁶¹ Weitere Beispiele für Kurzeinsätze von Schreiberhänden sind zusammengestellt bei Bumke 1987 (Anm. 48), S. 55, Anm. 49.

lässt sich nicht restlos beantworten.⁶² Der sich heute ergebende Eindruck einer kontinuierlichen Arbeit der Schreiber III, V und VII über die Werkgrenzen hinweg muss nicht der ursprünglichen Abfolge entsprechen.⁶³ Denkbar wäre etwa auch folgende, zumindest zum Teil simultane Vorgangsweise: Schreiber I (und II) haben zunächst den ‚Parzival‘, III (und IV) das ‚Nibelungenlied‘ sowie V (und VI) den ‚Karl‘ geschrieben. Als Schreiber VII zum ‚Karl‘ dazustieß, wechselte V zum ‚Nibelungenlied‘ und III zum ‚Parzival‘. ‚Willehalm‘, ‚Kindheit Jesu‘ und die ‚Hinvart‘ müssen davor oder danach entstanden sein.⁶⁴

Die Vorstellung von den versagenden Schreibergehilfen wurde nicht unwesentlich von der Bewunderung für die unbestreitbar hohe Qualität der Abschrift mitbestimmt. Mitunter erhält man in der Forschungsliteratur den Eindruck, als hätte die ungewöhnliche Nähe zum ‚Original‘ und zum ‚Autorgenie‘, die im Cod. 857 spürbar zu werden scheint, auf die Hersteller der Handschrift abgefärbt, deren Hauptvertreter fast schon in den Rang von Schreiber-‚Genies‘ aufrücken, während die ‚Gehilfen‘ an den hohen Ansprüchen scheiterten.⁶⁵ Umso überraschender ist es, dass ausgerechnet einem dieser

62 Von gleichzeitiger Abfassung gehen Schneider 1987 (Anm. 13), S. 133; und Fromm 1995 (Anm. 39), S. 183, aus, ohne sich näher auf Details einzulassen. Skeptischer bleibt Palmer 1992 (Anm. 2), S. 18, für den es sich „nicht mit letzter Sicherheit beweisen [lässt], daß die sieben Schreiber gleichzeitig an den verschiedenen Teilen der Handschrift gearbeitet haben.“ Diese Skepsis steht in Zusammenhang mit Palmers Tendenz, den Cod. 857 eher als Spezialanfertigung denn als ein Routineprodukt anzusehen, die auch zu einem weniger abwertenden Erklärungsvorschlag für den Kurzeinsatz der Nebenschreiber führt: „die Beteiligung weiterer Schreiber, die weniger als eine ganze Seite geschrieben haben, ließe sich darauf zurückführen, daß die Herstellung einer solchen Handschrift keine Routinearbeit für diese Schreibergruppe war“ (ebd. S. 19f.).

63 Vgl. Schirok 1989 (Anm. 4), S. XIX; anders Witte 1927 (Anm. 54), S. 314.

64 Ähnlich Schirok 1989 (Anm. 4), S. XIX, der – wieder mit Hinblick auf die vermeintlich unterschiedliche Qualifikation der Schreiber – vermutet, dass Schreiber V zur Entlastung von Schreiber III das ‚Nibelungenlied‘ übernommen hatte, nachdem mit Schreiber VII ein würdiger Nachfolger für den ‚Karl‘ gefunden wurde. Die angeführte Rekonstruktion widerspricht der These Wittes, wonach Schreiber III zuerst den ‚Willehalm‘, dann am ‚Parzival‘ und schließlich das ‚Nibelungenlied‘ geschrieben habe (Vgl. Witte 1927 [Anm. 54], S. 318–326 und 332); dagegen jedoch Heinz Schanze: Über das Verhältnis der St. Galler Willehalm-Handschrift zu ihren Vorstufen. In: PBB 89 (Tüb. 1967), S. 151–209, hier S. 168, Anm. 26). Für den Schreiber V geht Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 364, von einer Reihenfolge ‚Nibelungenlied‘, ‚Klage‘, ‚Kindheit Jesu‘ und ‚Hinvart‘ aus; Grundlage dafür sind Beobachtungen zum Sprachgebrauch und zum Einsatz von Gliederungsmitteln.

65 Vgl. etwa Schröder 1969 (Anm. 18), S. 388: „Wer an diesem Codex mitwirken wollte, musste sein Handwerk verstehen.“ Schröder scheint damit Schreiber VI ab-

‚Gehilfen‘, dem nach Schröder aufgrund seiner „nachlässigen Schreibweise“ bald abgelösten Schreiber IV, in der neueren Literatur sogar eine Hauptrolle im Skriptorium des Cod. 857 zugebilligt wird. Wie Schneider und Palmer annehmen, hat dieser Schreiber nämlich noch zwei weitere, heute nur mehr fragmentarisch erhaltene Abschriften verfasst, die in derselben Schreibstube entstanden sein sollen. Schneider ordnet ihm das ‚Nibelungen‘-Fragment E (Berlin, SB, Fragm. 44) zu,⁶⁶ Palmer das ‚Parzival‘-Fragment 1 (Wien, ÖNB, Cod. 13070).⁶⁷ Die beiden Fragmente unterscheiden sich in Einrichtung und Abmessungen deutlich vom Cod. 857. Während das ‚Parzival‘-Bruchstück immerhin textgeschichtlich nahe verwandt ist, weicht das ‚Nibelungen‘-Fragment in auffälliger

qualifizieren zu wollen, es ist aber nicht einsichtig, was dieser in seinem lediglich vier Zeilen umfassenden Eintrag falsch gemacht haben soll oder etwa schlechter als Schreiber V, der von de Boor als „eigenwillig und temperamentvoll“ (Helmut de Boor: Die Schreiber der Nibelungenhandschrift B. In: PBB 94 (Tüb. 1972), S. 81–112, hier S. 83), von Schröder selbst als „ungeübter Nachfolger“ (Werner Schröder: Rezension zu Helmut Brackert: Beiträge zur Handschriftenkunde des Nibelungenliedes. In: Anzeiger für deutsches Altertum 77, 1966, S. 14–32, hier S. 29) charakterisiert wurde. Zudem dürfte der vermeintlich untergeordnete Schreiber VI den Schluss des ‚Willehalm‘ gerettet haben, wenn man Schröders eigener These folgt: Von ihm stammt nämlich sehr wahrscheinlich der Nachtrag der Verse 467.5–22 am unteren Ende von Bl. 317^r, den sich Schröder damit erklärt, dass das Blatt, auf dem die letzten Verse des ‚Willehalm‘ ursprünglich standen, nachträglich „zur Pergamentgewinnung“ entfernt wurde, wobei jedoch „der Schreiber, der das Blatt weggeschnitten hat, rücksichtsvoll genug“ vorgegangen sei, und die Zeilen auf dem Blattende nachgetragen habe (vgl. ebd. S. 387). Bereits Schröder hatte auf die Ähnlichkeit der Schriftformen des Eintrags zu denen des Schreibers VI hingewiesen (ebd. S. 388); Schirot 1989 (Anm. 4), S. XVIII, vermutete im Anschluss daran eine Identität der beiden Hände, die ihm in konsequenter Anwendung der ‚Gehilfen‘-These sogar zum Argument gegen Schröders Rekonstruktion wurde: „Das würde heißen, daß der Hauptschreiber es für nötig befunden hat, trotz der Kürze der Schlußpassage noch ein neues Blatt zu beginnen, der offensichtlich subalterne Schreiber [VI] sich aber über die Entscheidung des Hauptschreibers hinwegsetzte, dessen letztes Blatt herauschnitt und die dadurch entfernte Textpartie auf S. 691 nachtrug. Sehr viel wahrscheinlicher dürfte sein, daß das Herausschneiden nicht im Skriptorium erfolgte und das Skriptorium mit dem Nachtrag auf das Herausschneiden des Texts reagierte.“ Schirot wollte mit diesem Erklärungsansatz seine eigene These eines Rücklaufs des halbfertigen Codex in das Skriptorium (vgl. dazu unten) vorbereiten; warum der „offensichtlich subalterne“ Schreiber VI den ‚Willehalm‘-Nachtrag vornehmen durfte, wird damit jedoch kaum besser verständlich. Ob die Verse überhaupt jemals auf dem herausgeschnittenen Blatt gestanden haben, lässt sich letztlich nicht beweisen; vgl. Klein 1994 (Anm. 14), S. 85, der erwägt, dass der Schluss deshalb am Seitenende nachgetragen wurde, weil das folgende Blatt „nicht für die Beschriftung vorgesehen und deshalb auch nicht liniert war“.

⁶⁶ Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 136.

⁶⁷ Vgl. Palmer 1992 (Anm. 2), S. 20f.

Weise auch vom Text des Sangallensis ab.⁶⁸ Als Grundlage der Abschrift diene nämlich nicht wie im Sangallensis eine Handschrift der Fassung *B, sondern ein Vertreter der *C-Fassung.⁶⁹ Wenn Schneiders Zuordnung zutrifft, dann müssten im Skriptorium demnach beide Versionen des ‚Nibelungenlieds‘ als Vorlagen zur Verfügung gestanden haben.

Gegen diese Annahme hat Nellmann Einspruch erhoben, dem das Vorhandensein der beiden Fassungen in einer Schreibstube eine offensichtlich allzu „sensationelle These“ erschien.⁷⁰ Derart ungewöhnlich, wie Nellmann will, ist das Auftreten von Vorlagenhandschriften unterschiedlicher Redaktionen in ein und demselben Skriptorium jedoch nicht; so lassen sich beispielsweise in der ‚Parzival‘-Überlieferung wiederholt Handschriften finden, für die sich die Benutzung von aus unterschiedlichen Fassungen stammenden Quellenhandschriften nachweisen lässt.⁷¹ Einem Skriptorium vom Stellenwert der Schreibstube des Cod. 857 wird man zumindest ähnliche Möglichkeiten einräumen wollen, selbst wenn man den Spielraum bei der Vorlagenbeschaffung nicht so weit ansetzen möchte wie dies mitunter in der älteren Forschung – wohl ohne

68 Vgl. zur Charakterisierung der Fragmente Stolz 2005 (Anm. 1), S. 56–62.

69 Sogar die im Fragment erhaltene Silhouetteninitiale ähnelt dem Buchschmuck der ‚Nibelungen‘-Handschrift C (Karlsruhe, BLB, Cod. Donaueschingen 63), vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 144, und Nigel Palmer: Von der Paläographie zur Literaturwissenschaft. Anlässlich von Karin Schneider, *Gotische Schriften in deutscher Sprache*, Bd. 1. In: PBB 113, 1991, S. 212–250, hier S. 222, Anm. 18. „Das könnte bedeuten, dass das Skriptorium, aus dem die Handschrift C hervorgegangen ist, in derselben Malwerkstatt hat arbeiten lassen wie das Skriptorium der St. Galler Handschrift.“ (Bumke 1996 [Anm. 32], S. 155).

70 Eberhard Nellmann: Der Schreiber IV des Codex Sangallensis 857 und die *C-Fassung des ‚Nibelungenlieds‘. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 128, 2009, S. 125–127, hier S. 126.

71 Etwa die ‚Parzival‘-Handschrift T aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts (Wien, ÖNB, Cod. 2708; vgl. Robert Schöller: *Die Fassung *T des ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach*. Berlin, New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte NF 56 [290]), S. 125–140), oder die aus dem 14. Jahrhundert stammende Handschrift V (Karlsruhe, BLB, Cod. Donaueschingen 97), für die die Benutzung gleich dreier, jeweils zu unterschiedlichen Fassungen gehörender Vorlagen zu belegen ist; vgl. Gabriel Viehhauser-Mery: *Die ‚Parzival‘-Überlieferung am Ausgang des Manuskriptzeitalters*. Handschriften der Lauberwerkstatt und der Straßburger Druck. Berlin, New York 2009 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte NF 55 [289]), S. 123–147: Die Vorlagen müssen dabei nicht zur selben Zeit im Skriptorium vorhanden gewesen sein, die Mischung könnte sich unter Umständen sogar aus dem Sachzwang ergeben haben, dass die ausgeliehenen Quellhandschriften nur für eine bestimmte Zeit zur Verfügung standen.

Bewusstsein für die Problematik – geschehen ist: Dort wurde bisweilen in Erwägung gezogen, dass bei der Auswahl der Vorlagen für den Cod. 857 bewusst nach den besten Quellhandschriften gesucht wurde;⁷² eine solche These setzt freilich die Verfügbarkeit unterschiedlicher Textversionen voraus.⁷³

Dennoch bestehen gegenüber der Zuordnung des ‚Nibelungenlied‘-Fragmentes zum Skriptorium gewisse Vorbehalte. Aufgrund der nur geringen erhaltenen Textmenge ist die Identifizierung der Hand des Schreivers IV mit jener des Fragments mit Unsicherheiten behaftet. Schneider führt als Hauptargument für die Übereinstimmung eine charakteristische ‚z‘-Form „mit vorn angehängtem Zierstrich oder -bogen unter die Zeile“⁷⁴ an. Nellmann weist demgegenüber auf die abweichende Form des Nasalstrichs und die nur im Fragment zu findende d^e-Abkürzung hin, die seiner Meinung nach gegen eine Schreiberidentität sprechen.⁷⁵

Unabhängig vom paläographischen Befund ließen sich auch methodische Einwände vorbringen gegenüber einem vielleicht allzu voreiligen Schluss von der Schreiberidentität auf die Existenz eines

72 Vgl. hierzu oben, S. 695.

73 Es ist natürlich verlockend, die angenommene Verfügbarkeit gleich beider ‚Nibelungen‘- Fassungen *B und *C mit der offensichtlich besonders ‚fürsorglichen‘ Textbehandlung des Sangallensis in Beziehung zu bringen (zum Phänomen der ‚fürsorglichen Skriptorien‘ als möglicher Ausgangsquelle für mittelalterliche Varianzphänomene vgl. Jürgen Wolf: Das „fürsorgliche“ Skriptorium. Überlegungen zur literarhistorischen Relevanz von Produktionsbedingungen. In: *Das Mittelalter* 7, Heft 2, 2002, S. 92–109). Dieser Verlockung ist zuletzt Schiroke erlegen, der zur Erklärung des Schreiberwechsels zu Beginn des ‚Nibelungenlieds‘ von einer geradezu proto-philologischen Vorgehensweise der Hersteller ausgeht: Schreiber III hätte durch seinen Eintrag der ersten Strophe nach der *B-Fassung sicherstellen wollen, dass diese, und nicht die Eingangsstrophe der *C-Fassung (*Uns ist in alten maeren*) am Anfang der Abschrift steht. Danach konnte er gleichsam ruhigen Gewissens an den Schreiber IV übergeben (vgl. Bernd Schiroke: Die Handschrift B. St. Gallen, Stiftsbibliothek, Codex 857. In: Heinzle/Klein/Obhof 2003 [Anm. 48], S. 253–269, hier S. 256).

74 Schneider 1987 (Anm. 13), S. 136.

75 Nellmann 2009 (Anm. 70), S. 126f. Bei der Einschätzung des Abkürzungsgebrauchs ist jedoch zu bedenken, dass die beiden ‚Nibelungen‘-Handschriften unterschiedliches Anspruchsniveau zeigen. Zudem könnte der Schreiber IV versucht haben, sich an die anderen Hände des Cod. 857 anzupassen. Weniger Zweifel hat Nellmann an der Zuschreibung des ‚Parzival‘-Fragments 1, obwohl ihm „auch hier das letzte Wort nicht gesprochen“ erscheint. In der Tat zeigt das Fragment eine bedenkenswerte schriftsprachliche Eigenheit in der Verwendung der Abkürzungsform *dc* für *daz*, die nicht in den anderen mutmaßlichen Texten des Schreivers IV erscheint. In beiden Fällen vorsichtig skeptisch bleibt Bumke 1996 (Anm. 32), S. 154f.

auf die Abfassung von deutschen Epenhandschriften spezialisierten Skriptorium.⁷⁶ Immerhin ist die theoretische Möglichkeit zumindest zu bedenken, dass nicht jeder beteiligte Schreiber zwangsläufig auch zum festen Personal des Skriptoriums gehören musste, im konkreten Fall umso mehr, als sich der Schriftstil des Schreibers IV als einziger sehr deutlich von den sonst homogenen Händen des Cod. 857 unterscheidet und er dort nur wenige Zeilen schrieb.⁷⁷ Auch wenn man nicht zur spekulativen Annahme eines ‚Gehilfen‘- oder ‚Schüler‘-Status greifen möchte, folgt aus dem Befund, dass der Schreiber mehrere Handschriften verfertigt hat, noch nicht notwendigerweise, dass dies in derselben Schreibstube geschah.

Schneider kam nach ihrer eingehenden paläographischen Untersuchung zum Schluss, dass die Schreiber des Cod. 857 wegen ihres altertümlichen Schreibstils „weder als Ordensleute noch als Kopisten“ bezeichnet werden können.⁷⁸ Wohl mit Recht gab Palmer jedoch zu bedenken, dass „die Existenz eines solchen nicht klösterlichen Skriptoriums durch zwei [...] erhaltene Handschriften schwerlich bewiesen wird“, auch wenn sich die Zahl der dem Schreiber IV zuzuordnenden Handschriften nach seinen eigenen Untersuchungen auf drei erhöht hat.⁷⁹

76 Eine solche Spezialisierung erwägen Schneider 1987 (Anm. 13), S. 142, und Joachim Heinzle: *St. Galler Handschrift 857*. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2. Aufl. Hrsg. von Kurt Ruh, Burghart Wachinger u. a. Bd. 11. Berlin, New York 2001, Sp. 481–485, hier Sp. 482f.

77 Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 136. Schneiders Annahme, der Schreiber IV sei „dennoch keine bloße Aushilfskraft im Skriptorium gewesen“ (ebd.), stützt sich lediglich auf den Umstand, dass der Schreiber auch das ‚Nibelungenlied‘-Fragment geschrieben hat und daher als „routinierter Kopist“ anzusehen sei, bleibt also nur zirkulär begründet. Aus der Routiniertheit des Schreibers lässt sich nicht zwingend seine ständige Zugehörigkeit zur Schreibstube ableiten, ganz abgesehen davon, dass sich der Kopist seine Routine erst nach bzw. in Folge seiner Arbeit am Sangallensis hätte erworben haben können.

78 Schneider 1987 (Anm. 13), S. 142.

79 Palmer 1991 (Anm. 69), S. 223 (vgl. zustimmend Bumke 1996 [Anm. 32], S. 154). Für eine Entstehung im klösterlichen Kontext spricht nach Palmer auch der Initialschmuck, der offensichtlich für liturgische Handschriften entwickelt wurde. In seinem späteren Aufsatz zum Cod. 857 gibt Palmer erneut zu bedenken, dass „[d]ie Existenz solcher auf die Volkssprache spezialisierten Schreibstuben [...] für das 13. Jahrhundert freilich nicht bewiesen“ ist, räumt aber ein, dass sein Fund der dritten Handschrift des Schreibers IV, des ‚Parzival‘-Fragments 1, „eher für als gegen die These einer Schreibstube, die insbesondere das Herstellen deutschsprachiger Epenhandschriften übernommen hat“, spreche (Palmer 1992 [Anm. 2], S. 18 und 20).

4. Datierung und Lokalisierung

Sowohl die Datierung als auch die räumliche Einordnung des Cod. 857 stellen bis heute ein ungelöstes Problem der Forschung dar. Der paläographische Befund legt nahe, dass die Handschrift „sicher nicht später als im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts“ entstanden ist.⁸⁰ Insbesondere Schreiber V zeigt altertümliche Formen, die isoliert betrachtet sogar eine noch frühere Datierung rechtfertigen würden. Möglicherweise hat hier eine bereits im vorgerückten Alter stehende Schreibkraft mit einem jüngeren Team zusammengearbeitet.⁸¹

80 Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 142. Die ältere Forschung stimmt in dieser Frühdatierung weitgehend mit Schneider überein. Der St. Galler Stiftsbibliothekar Ildefons von Arx ging von einer Datierung „um 1230“ aus (in seinem handschriftlich überlieferten Manuskriptkatalog von 1827 [Stiftsbibliothek, Cod. 1402], S. 150f., vgl. Johannes Duft: Die Parallelhandschriften der Weltchronik und der Karls-Dichtung in der Stiftsbibliothek St. Gallen. In: Rudolf von Ems: Weltchronik. Der Stricker, Karl der Große. Kommentar zu Ms 302 Vad. Hrsg. von der Kantonsbibliothek [Vadiana] St. Gallen und der Editionscommission [Ellen Beer u. a.]. Luzern 1987, S. 1–8, hier S. 5), in der Folgezeit dominieren die Ansätze um die Jahrhundertmitte (vgl. Das Nibelungenlied. Hrsg. von Friedrich Zarncke. Leipzig 1856, S. XIX; Scherrer 1875 [Anm. 4], S. 291; Wolframs von Eschenbach Parzival und Titirel. Hrsg. und erklärt von Ernst Martin. Erster Teil: Text. Halle a. S. 1900 [Germanistische Handbibliothek IX,1], S. II; Gustav Könnecke: Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg 1912, S. 32; Gustav Ehrismann: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Bd. 2,2,1. München 1927 [Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen 6.2.2.1], S. 225). Nach einer kurzen Konjunktur einer späteren Einordnung infolge der Untersuchung von Witte („eher nach als vor der mitte des 13. jh.'s geschrieben“, Witte 1927 [Anm. 54], S. 381, ähnlich Wallbank 1954 [Anm. 51], S. 31; Willy Krogmann und Ulrich Pretzel: Bibliographie zum Nibelungenlied und zur Klage. Vierte, stark erweiterte Auflage unter redaktioneller Mitarbeit von Herta Haas und Wolfgang Bachofer. Berlin 1966 [Bibliographien zur deutschen Literatur des Mittelalters 1], S. 11; und Wolfram von Eschenbach. Hrsg. von Karl Lachmann. 7. Ausgabe. Neu bearbeitet und mit einem Verzeichnis der Eigennamen und Stammtafeln versehen von Eduard Hartl. Bd. 1: Lieder, Parzival und Titirel. Berlin 1952, S. XLIV) vollzieht die paläographische Forschung mit dem bei Schröder 1966 [Anm. 65], S. 31, abgedruckten Gutachten F. Brunhölzls eine Rückkehr zur Frühdatierung (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, „allenfalls noch mehr dem frühen 13. Jahrhundert genähert“; Schröder selbst datiert auf „eher vor als nach 1250“, vgl. Schröder 1978 [Anm. 18], S. XXIII), die sich auch in dem auf einer Expertise von Bischoff beruhenden Ansatz Schanzes wiederfindet (1225–1250; vgl. Heinz Schanze: Die Überlieferung von Wolframs Willehalm. München 1966 [Medium Aevum 7], S. 19).

81 Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 138. Nächst verwandt mit Schreiber V ist der Schriftstil von Schreiber VII, vgl. ebd. Hermann Degering: Kurzes Verzeichnis der germanischen Handschriften der Preussischen Staatsbibliothek. Band I: Die Handschriften im Folioformat. Leipzig 1925 (Mitteilungen aus der Preussischen Staats-

Diese frühe Datierung aufgrund der Schriftformen wird jedoch durch die kunsthistorische Einordnung des außergewöhnlich prachtvollen Initialschmucks der Handschrift unterlaufen. Bereits in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hat Ingrid Hänsel nachgewiesen, dass der Buchschmuck des Cod. 857 in Zusammenhang mit einer italienischen, byzantinisch beeinflussten Malschule steht, deren Standort sie in Padua angesiedelt sah.⁸² Aufgrund weiterer Handschriftenfunde lässt sich der Schwerpunkt der Werkstatt jedoch eher nach Venedig verlegen, das nach 1204 zur Weltmacht mit weitverzweigten kulturellen Beziehungen insbesondere in den byzantinischen Raum aufgestiegen war.⁸³

Die Handschriften, die im Stil dieser oberitalienischen Schule illuminiert worden sind, stammen bis auf den Cod. 857 überwiegend aus dem liturgischen Kontext. Eine Reihe dieser Codices sind nördlich der Alpen entstanden bzw. dort in Auftrag gegeben worden, was zur Vermutung Anlass geben könnte, „daß es sich um die Produkte einer Art Filiale der Paduaner Werkstätte nördlich der Alpen handelt, oder besser gesagt eines Ateliers, in dem zusammen mit heimischen Schreibern italienische, in Padua geschulte Künstler und in Abhängigkeit von diesen auch heimische Maler arbeiteten.“⁸⁴ Von besonderer Bedeutung für den Cod. 857 ist ein Missale aus dem österreichischen Benediktinerkloster Admont, dessen Initialen wohl vom gleichen Maler wie die des Sangallensis ausgeführt wurden.⁸⁵

Da die datierten Werke der Stilgruppe ins 3. Viertel des 13. Jahrhunderts verweisen,⁸⁶ ergibt sich ein bis heute nicht restlos ausge-

bibliothek VII), S. 142, hat das von Schreiber V geschriebene ‚Kindheit Jesu‘-Fragment in Unkenntnis seiner Zugehörigkeit zum Cod. 857 sogar noch in das 12. Jahrhundert gesetzt. Edward Schröder ging unter denselben Voraussetzungen von einer „archaische[n] handschrift aus der zeit um 1220“ aus, räumte aber ein, dass die Hs. „vielleicht [...] noch jünger“ sei; Edward Schröder: Das ‚Anegenge‘ in der ‚Kindheit Jesu‘? In: ZfdA 66, 1929, S. 141–147, hier S. 142.

82 Vgl. Ingrid Hänsel: Die Miniaturalerei einer Paduaner Schule im Ducento. In: Jahrbuch der österreichischen byzantinischen Gesellschaft 2, 1952, S. 105–148. Haupthandschrift der Schule ist das ‚Epistolario miniato‘ von Giovanni da Gai-bana, das 1259 für die Domsakristei in Padua angefertigt wurde.

83 Vgl. zusammenfassend Palmer 1991 (Anm. 69), S. 221f., und 1992 (Anm. 2), S. 28. Ein aktuelles Werkverzeichnis bietet Stolz 2005 (Anm. 1), S. 50–53.

84 Hänsel 1952 (Anm. 82), S. 139. Hänsels Fokus auf Padua ist durch den auf Venedig zu ersetzen, siehe oben.

85 Vgl. Hänsel 1952 (Anm. 82), S. 106–108. Das Missale ist heute in Lissabon, Museu Calouste Gulbenkian (Inv.-Nr. L.A. 222), aufbewahrt, vgl. Palmer 1992 (Anm. 2), S. 29.

86 Ausgangspunkt für das von Hänsel rekonstruierte Zeitgerüst ist auch hier das 1259 fertiggestellte ‚Epistolario miniato‘, siehe Anm. 82. Das undatierte Admonter

räumter Widerspruch zur paläographischen Einordnung des Cod. 857 in die Zeit vor 1250. Die beiden Datierungen lassen sich selbst dann nur schwer in Einklang bringen, wenn man annimmt, dass der Cod. 857 erst einige Zeit nach seiner Abfassung illuminiert wurde.⁸⁷ Wie sehr sich eine solche These einer zeitverzögerten Ausmalung überhaupt belasten lässt, hängt auch davon ab, wie eng man sich die Beziehungen des Skriptoriums zur Malschule vorzustellen hat. Ob der Codex zum Ausmalen bis nach Italien versandt wurde oder von Wandermalern einer nördlichen Filiale, wie Hänsel sie angenommen hatte, ausgestattet wurde, bleibt letztlich offen.⁸⁸ In jedem Fall mussten die Schreiber die Ausführung des Buchschmucks bis zu einem gewissen Grad durch Vorschreibungen und Aussparungen von Freiräumen im Text antizipieren.⁸⁹ Es ist auffällig, dass sich bei der Ausführung der großen Schmuckinitialen mitunter Fehler eingeschlichen haben, die unter Umständen auf eine Fremdsprachigkeit der Miniaturen schließen lassen könnten.⁹⁰ Auch bei den kleineren

Missale setzt Hänsel gemeinsam mit dem Cod. 857 für die Zeit „noch vor 1270“ an, vgl. Hänsel 1952 (Anm. 82), S. 113. Eine solche kunsthistorische Spätdatierung halten jedoch Dorothea und Peter Diemer für unnötig (Bilderhandschriften des ‚Willehalm‘. In: Wolfram von Eschenbach. Ein Handbuch. Hrsg. von Joachim Heinzle. Berlin, Boston 2011, Bd. I, S. 637–652, hier S. 640), vgl. hierzu unten, Anm. 97.

87 Vgl. Duft 1990 (Anm. 3), S. 161f.

88 Dass weitere Handschriften aus der italo-byzantinischen Stilgruppe im Skriptorium des Cod. 857 entstanden sind, ist unwahrscheinlich. Der Sangallensis ist die einzige deutsche Handschrift der Gruppe. Die in den anderen Codices verwendeten Schriftformen zeigen dementsprechend keine Ähnlichkeiten zu denen der Schreiber des Cod. 857 (vgl. Schneider 1987 [Anm. 13], S. 140).

89 Zur Beschreibung des Layouts der Hs. sowie zu dessen Einordnung in übergreifende Traditionszusammenhänge vgl. Palmer 1992 (Anm. 2), S. 21–25, und Stolz 2005 (Anm. 1), S. 43–49.

90 Vgl. Hänsel 1952 (Anm. 82), S. 142, Anm. 14. Ob die zum Teil figürlich ausgeführten Initialen sich in irgendeiner Weise auf den Text beziehen, ist eine weitere offene Frage: Schröder 1969 (Anm. 18), S. 391, bezeichnet den Buchschmuck als „rein ornamental“ (ähnlich Redeker 1989 [Anm. 51], S. 19); anders Palmer 1992 (Anm. 2), S. 25f., für den ein Handlungsbezug bei den meisten figurativen Initialen denkbar erscheint. Besondere Aufmerksamkeit hat in der Forschung die Eingangsinitiale zum ‚Nibelungenlied‘ gefunden, die als Autor- oder Vortragsdarstellung interpretiert wurde, vgl. Joachim Heinzle: Das Nibelungenlied. Eine Einführung. München, Zürich 1987, S. 108f.; Burghart Wachinger: Autorschaft und Überlieferung. In: Autorentypen. Hrsg. von Walter Haug und Burghart Wachinger. Tübingen 1991 (Fortuna vitrea 6), S. 1–28, hier S. 14; Harald Haferland: Das Nibelungenlied – Ein Buchepos? In: Das Nibelungenlied. Hrsg. von John Greenfield. Actas do Simpósio Internacional. 27 de Outubro de 2000. Porto 2001 (Revista da Faculdade de Letras. Série Línguas e Literaturas. Anexo 11), S. 79–94, hier S. 81; und ders.: Der auswendige Vortrag. Überlegungen zur Mündlichkeit des ‚Nibelungenliedes‘. In: Situationen des Erzählens. Aspekte narrativer Praxis im Mittel-

Lombardinitialen ist die Zahl der Fehler ungewöhnlich hoch.⁹¹ Schiroke hat vermutet, dass der Kontakt zwischen Malwerkstatt und Skriptorium so eng war, dass die Schreiber die mangelhafte Ausführung der Lombarden noch während ihrer Arbeit am Codex zu Gesicht bekamen und darauf mit einer Änderung ihres Vorgabesystems reagierten. Dies würde bedeuten, dass Schreiber und Maler parallel am Codex gearbeitet haben.⁹² Dagegen hat jedoch Palmer berechnete Einwände vorgebracht.⁹³

Dennoch dürften die Schreiber den Stil der Malschule wohl gekannt und ihre Anweisungen darauf abgestimmt haben, da das Layout den Gepflogenheiten der Malschule entgegenkommt.⁹⁴ Besonders auffällig ist dies etwa an jenen vom Schreiber III geschriebenen Stellen im ‚Nibelungenlied‘ und im ‚Willehalm‘, bei denen nicht nur der erste Buchstabe als Großinitiale, sondern auch der restliche Verseingang mit verzierten Unzialbuchstaben ausgemalt werden sollte. Diese Eingangsgestaltung findet sich auch in anderen Handschriften der Stilgruppe, insbesondere im nächst verwandten Admonter Missale. Offensichtlich war sie zumindest Schreiber III bekannt, der dafür ja die entsprechenden Buchstaben im Text auslassen musste.⁹⁵

alter. Hrsg. von Ludger Lieb und Stephan Müller. Berlin 2002 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte NF 20 [254]), S. 245–282, hier S. 245f.; Ursula Peters: Das Ich im Bild. Die Figur des Autors in volkssprachigen Bilderhandschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts. Köln, Weimar und Wien 2008 (Pictura et Poesis 22), S. 73f.; sowie Michael Stolz: Texte des Mittelalters im Zeitalter der elektronischen Reproduzierbarkeit. Erfahrungen und Perspektiven. In: Deutsche Texte des Mittelalters zwischen Handschriftennähe und Rekonstruktion. Berliner Fachtagung 1.–3. April 2004. Hrsg. von Martin J. Schubert. Tübingen 2005 (Beihefte zu editio 23), S. 143–158, hier S. 150–153.

91 Vgl. Heinz Schanze: Beobachtungen zum Gebrauch der Dreißigerinitialen in der ‚Willehalm‘-Handschrift G (Cod. Sang. 857). In: Wolfram-Studien 1, 1970, S. 170–187.

92 Vgl. Schiroke 1989 (Anm. 4), S. XXI–XXIX.

93 Schiroke's These impliziert, dass die Seiten vor dem Ausmalen beschnitten wurden. Zudem müssten die Schreiber die falsch ausgeführten Lombarden bemerkt, aber dennoch nicht weiter moniert oder korrigiert haben (vgl. hierzu auch Redeker, 1989 [Anm. 51], S. 57). Schließlich ist die Beteiligung der Malschule nur für die Großinitialen und den Fleuronésmuck zu sichern, die Lombarden könnten sogar im Skriptorium selbst ausgeführt worden sein. Vgl. Palmer 1992 (Anm. 2), S. 26f.

94 Vgl. Palmer 1992 (Anm. 2), S. 27.

95 Auch Schreiber V scheint von der gesonderten Auszeichnung der Stropheneingänge gewusst zu haben, denn er füllt zumeist die erste auf eine Großinitiale folgende Zeile nicht vollständig aus, sondern trägt in diese nur die ersten beiden Worte des Verseingangs in Großbuchstaben ein, also genau jene Textpartie, die im Bereich von Schreiber III in Unzialbuchstaben ausgeführt wird. Unter Umständen war dieser Eintrag als Vorschreibung für später auszumalende Schmuckbuchstaben gedacht; möglich wäre aber auch, dass man von der von Schreiber III praktizierten

Allzu viel zeitlichen Abstand wird man demnach zwischen Abschrift und Ausmalung nicht ansetzen dürfen. Schiroke sah daher den einzigen Ausweg aus dem Dilemma darin, die kunstgeschichtliche Datierung für korrekturbedürftig zu erklären: Zwar sind die bislang bekannten Handschriften der italienischen Malschule erst nach der Jahrhundertmitte anzusiedeln, dies schließe aber nicht aus, dass nicht noch weitere, heute nicht mehr erhaltene oder noch nicht identifizierte ältere Codices existieren, die einen früheren Ansatz rechtfertigen könnten, der im Einklang mit dem paläographischen Befund steht.⁹⁶ Bis anhin gibt es aber keinen unumstößlichen Anlass für eine solche Korrektur.⁹⁷ Die Datierung des Cod. 857 wird sich daher bis auf weiteres auch an der kunstgeschichtlichen Einordnung orientieren müssen. Dementsprechend hat sich der Kompromissvorschlag „um die Mitte des 13. Jahrhunderts“ heute durchgesetzt.⁹⁸

Einrichtungsart abgekommen ist, da sie zu aufwendig erschien. Die Unzialbuchstaben, die sonst den Platz von zwei bis drei Zeilen benötigen, sind im Bereich von Schreiber V jedenfalls nicht ausgeführt worden.

- 96 Vgl. Schiroke 1989 (Anm. 4), S. XIV. Ausgangspunkt für Schiroke's Kritik am kunsthistorischen Ansatz ist dabei, dass er die paläographische Datierung für „eindeutig“ hält. Wie Schneider selbst herausgestellt hat (Karin Schneider: Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung. Tübingen 1999 [Sammlung kurzer Grammatiken Germanischer Dialekte B 8], S. 17f.), ist eine paläographische Einordnung jedoch immer von Unschärfen belastet und kaum genauer als auf den Zeitraum einer Generation festzulegen; vgl. hierzu auch Gerhardt 2010 (Anm. 29), S. 70; und Heinzle 2001 (Anm. 17), S. 359f., der resümiert: „Es wäre sinnlos, Paläographie und Kunstgeschichte gegeneinander ausspielen zu wollen. Wir müssen uns zu unserem Nichtwissen bekennen und zusehen, daß wir nicht durch eine zu enge Festlegung künftige Einsichten verbauen.“
- 97 Vgl. zusammenfassend Palmer 1992 (Anm. 2), S. 31. Diemer und Diemer 2011 (Anm. 86) verweisen allerdings auf die Frühdatierung eines zur Malschule gehörenden Antiphonars aus Venedig auf die Zeit zwischen 1230 und 1250 durch G[iordana] Mariani Canova und G[iuglio] Cattin: *Un prezioso antifonario veneziano del Duecento. Miniature, liturgia e musica*. In: *Arte Veneta. Rivista di Storia dell'Arte* 35, 1981, S. 9–26, hier S. 12 und 17. Welche Sicherheit und Genauigkeit diese Datierung beanspruchen kann, muss der kunsthistorischen Forschung überlassen bleiben.
- 98 Schiroke 2003 (Anm. 73), S. 257; Vgl. auch Peter Jörg Becker: *Handschriften und Frühdrucke mittelhochdeutscher Epen. Eneide, Tristrant, Tristan, Erec, Iwein, Parzival, Willehalm, Jüngerer Titurel, Nibelungenlied und ihre Reproduktion und Rezeption im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit*. Wiesbaden 1977, S. 78: „2. Viertel oder Drittel 13. Jh.“; Heinzle 2001 (Anm. 17), S. 360, und Heinzle 2001 (Anm. 76), Sp. 482: „2. Drittel des 13. Jahrhunderts“; sowie Gerhardt 2010 (Anm. 29), S. 71: „um 1240“, einschließlich ± 15 Jahre“. Eher in Richtung des kunsthistorischen Ansatzes datiert Palmer 1992 (Anm. 2), S. 31 („um 1260“, „wobei vorläufig offen bleiben muß, wie weit man bei diesem Datierungsansatz auch die Zeit um die Jahrhundertmitte in Betracht ziehen könnte“); zustimmend Stolz 2005 (Anm. 1), S. 56.

Auch die Lokalisierung der Handschrift ist von den kunsthistorischen Untersuchungen nicht unbeeinflusst geblieben. Die ziemlich einheitliche oberdeutsche Schreibsprache der Schreiber des Cod. 857 lässt sich nämlich nicht eindeutig dem alemannischen oder dem bairischen Gebiet zuordnen, da man sich offensichtlich um eine von allzu starken Dialektismen bereinigte Sprache bemühte.⁹⁹ Die wenigen mundartlichen Merkmale, die sich finden lassen, zeigen ein unklares Bild, da sie zum Teil auf den alemannischen, zum Teil auf den bairischen Raum verweisen. Dieser Befund wurde dementsprechend abwechselnd in die beiden unterschiedlichen Richtungen interpretiert: In der älteren Forschung wurden insbesondere die alemannischen Eigenheiten der Handschrift hervorgehoben, der Cod. 857 also im alemannischen Gebiet angesiedelt und die bairischen Einsprengsel als vorlagenbedingt erklärt.¹⁰⁰ Nicht zuletzt unter dem Eindruck der Stilverwandtschaft mit der italo-byzantinisch ausgestatteten Handschriftengruppe verlagerten sich die Mutmaßungen über den Entstehungsort jedoch immer mehr in den bairischen Raum. Hänsel hatte als Standort für die nordalpine Filiale der Malwerkstatt „am ehesten Salzburg“ vorgeschlagen, da dort „im 11. und 12. Jh. eine berühmte, byzantisierende Malerschule in höchster Blüte stand“ und „man die Arbeit italo-byzantinischer Künstler“ auch „im 13. Jh. hochschätzte“.¹⁰¹ Zudem verweisen die Bestimmungsorte der nordalpinen Werke überwiegend ins Gebiet des Erzbistums

⁹⁹ Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 139; in Hinblick auf das ‚Kindheit Jesu‘-Fragment bereits die Hinweise bei: Konrad von Fussesbrunnen: Die Kindheit Jesu. Kritische Ausgabe von Hans Fromm und Klaus Grubmüller. Berlin, New York 1973, S. 37.

¹⁰⁰ Vgl. Witte 1927 (Anm. 54), S. 326, 337, 346 und 380 (zustimmend Wallbank 1954 [Anm. 51], S. 280, die auf eher ost- als westalemannisch präzisiert). Bertsch versuchte das Entstehungsgebiet noch genauer auf den Thurgau und auf St. Gallen einzugrenzen, einzig Schreiber V stamme aus bairischem Gebiet (Elisabeth Bertsch: Studien zur Sprache oberdeutscher Dichterhandschriften des 13. Jahrhunderts. Diss. Tübingen 1957, S. 224 und 247). Zur Kritik an ihrer Argumentation vgl. jedoch Schiroke 1989 (Anm. 4), S. XV. Becker 1977 (Anm. 98), S. 78f., bezeichnet den Dialekt als „hochalemannisch“ und vermutet als Herkunftsgebiet den Bodenseeraum oder die Schweiz, die Handschrift sei „wahrscheinlich im Bistum Konstanz“ entstanden (Konstanz als Herkunftsort erwägt auch Duft 1990 [Anm. 3], S. 163). Für Schröder verweist die Sprache „in das östliche Alemannien“ (Schröder 1978 [Anm. 18], S. XXIII).

¹⁰¹ Vgl. Hänsel 1952 (Anm. 82), S. 139–141, Zitat S. 140. Als Bindeglied zwischen Oberitalien und Salzburg könnte nach Hänsel Wladislaw von Breslau fungiert haben, der in Padua Theologie studiert hatte und 1265 zum Erzbischof von Salzburg ernannt wurde. In diesem stark hypothetischen Fall wäre die Stildatierung des Cod. 857 jedoch noch später anzusetzen.

Salzburg.¹⁰² Eine Lokalisierung auch des Cod. 857 nach Salzburg ist jedoch mit dem schreibsprachlichen Befund nicht in Einklang zu bringen, da insbesondere der Stand der Diphthongierungen zur Annahme eines weiter westlich liegenden Entstehungsortes zwingt.¹⁰³ Schneider hielt aus diesem und anderen sprachlichen Gründen eine Lokalisierung nach Südtirol für „erwägenswert“.¹⁰⁴ Dieser Einordnung ist bislang nicht vehement widersprochen worden,¹⁰⁵ dennoch bleibt auch die räumliche Zuordnung des Codex letztlich ähnlich im Ungewissen wie seine Datierung.¹⁰⁶

Einige Nachträge und Federproben späterer Hände, die sich im Cod. 857 finden lassen, zeigen im Hinblick auf die Lokalisierung ein ähnlich zwiespältiges Bild: Zur Südtirol-These Schneiders passt der auf Blatt 318^v befindliche Eintrag einiger Strophen des vermutlich aus Brixen stammenden Spruchdichters Friedrich von Sonnenburg, der von einer etwas jüngeren Hand vorgenommen wurde.¹⁰⁷ Demgegenüber wieder in den alemannischen Raum verweisen die Proben einer späteren Hand des 15. Jahrhunderts, die sich an mehreren Stellen in den Codex eingeschrieben hat. Diese Einträge könnten aber auch mit dem späteren Aufbewahrungsort, also dem Umfeld Tschudis, zusammenhängen.¹⁰⁸

102 Vgl. Hänsel 1952 (Anm. 82), S. 139.

103 Vgl. zum fortgeschrittenen Stand der Diphthongierung in Kärnten und der Steiermark Georg Steer: ‚Carmina Burana‘ in Südtirol. Zur Herkunft des clm 4660. In: ZfdA 112, 1983, S. 1–37, hier S. 25–31; sowie Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 356–360.

104 Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 140–142. In eine ähnliche Richtung hatte sich bereits E. Schröder geäußert, der lediglich das ‚Kindheit Jesu‘-Fragment und den byzantinisch-italienischen Stil (noch nicht aber die Zuweisung zur ‚Paduaner‘ Werkstatt) vor Augen hatte (vgl. Schröder 1929 [Anm. 81], S. 143: Initialschmuck und Mundart verwiesen auf „Baiern und mit wahrscheinlichkeit den süden [...] vielleicht geradezu auf Tirol?“).

105 Zustimmung findet Schneiders These insbesondere bei Hoffmann, der sich eingehend mit der Schreibsprache des heute in Karlsruhe befindlichen ‚Hinvar‘-Teils der Hs. beschäftigt hat, vgl. Hoffmann 2000 (Anm. 5), S. 359–362. Am skeptischsten Palmer 1992 (Anm. 2), S. 21, mit Blick auf die Fragmente von Schreiber IV: „die Heimat dieser Handschriften und ihrer Schreiber [dürfte] nach wie vor irgendwo im Süden des ostalemannischen Raums zu suchen sein.“

106 Vgl. die vorsichtigen Angaben bei Heinzle 2001 (Anm. 76), Sp. 482: „alem.-bair. Alpenraum“ bzw. Heinzle 1991 (Anm. 28), S. XVIII: „südöstliches Alemannisch/südwestliches Bairisch (Südtirol?)“ und Schirot 2003 (Anm. 73), S. 258: „alemannisch-bairische[r] Alpenraum bzw. Südtirol bzw. der Süden des ostalemannischen Raumes“.

107 Vgl. Schneider 1987 (Anm. 13), S. 141. Bedenken gegen eine Tiroler Herkunft äußert Burghart Wachinger: Sängerkrieg. Untersuchungen zur Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts. München 1973 (Münchener Texte und Untersuchungen 42), S. 139–141; dort auch eine textkritische Einordnung der Strophen.

108 Vgl. dazu oben, S. 691.

Noch in die Zeit der Entstehung des Cod. 857 dürfte ein weiterer Eintrag, der Beginn einer Reimparaphrase der zehn Gebote, reichen, der nach dem Ende von Strickers ‚Karl‘ eingefügt wurde. Der Text mutet zunächst wie ein regulärer Eintrag an, da drei Zeilen für die Ausführung einer ‚G‘-Initiale ausgespart wurden, bricht aber nach wenigen Versen ab. Redekers Zuweisung des Eintrags an den Schreiber VII¹⁰⁹ erscheint kaum haltbar; hier wäre eine erneute paläographische Überprüfung von Nöten. Differenziert zu betrachten sind schließlich einige einzeilige Randeinträge, die im ‚Nibelungenlied‘ (Bl. 151^v und 152^v), im ‚Karl‘ (251^r) und im ‚Willehalm‘ (256^v und 307^v) erscheinen. Sie dürften nicht von ein und derselben, „sorgfältigen Hand des 13. bis 14. Jahrhunderts“ stammen, wie Wallbank annimmt,¹¹⁰ sondern von unterschiedlichen Schreibern: Die Einträge auf den Blättern 151^v, 152^v und 307^v sind wohl vom jeweiligen Textschreiber selbst geschrieben, sie greifen die ersten Worte der verso-Seite bzw. den Beginn der ersten Strophe auf, und wirken fast wie eine Art von Reklamanten; die Funktion der Einträge ist jedoch nicht ersichtlich. Offen bleibt die Zuweisung und Bedeutung der Marginalien auf Bl. 251^r und 256^v.¹¹¹

Der Versuch, das Skriptorium des Cod. 857 in seinen Grundrissen nachzuzeichnen, bietet somit in vielerlei Hinsicht ein „Lehrstück von den Grenzen unserer Methodik“. ¹¹² Es wäre höchst aufschlussreich, Genaueres über eine derart bedeutende Schreibstube zu wissen, die möglicherweise auf die Anfertigung von deutschsprachigen Handschriften in unterschiedlichsten Einrichtungen spezialisiert war und dabei auf verschiedene Vorlagen und Textfassungen zurückgriff. Doch bleiben selbst die Grundvoraussetzungen für eine solche Rekonstruktion, vor allem die Identifizierung, Datierung und Lokalisierung der Schreiberhände, bedauerlicherweise im Unklaren. Mit Sicherheit erschließen lässt sich letztlich nur, dass mit dem Sangallensis eine außergewöhnlich ambitionierte und mit hohem finanziellen Aufwand erstellte Handschrift vorliegt, die von einer in Sprachstand und Schreibeigenheiten weitgehend homoge-

109 Redeker 1989 (Anm. 51), S. 9 und 14.

110 Wallbank 1954 (Anm. 51), S. 21: „careful 13th – 14th century bookhand“.

111 Während der Eintrag auf Bl. 251^r (*daz karl*) offensichtlich einem vorausgehenden Versanfang entnommen ist (Strickers ‚Karl‘, Vers 12193), bleibt die Marginale auf Bl. 256^v (*sah sitzen*) ohne erkennbaren Textbezug; sie enthält ein geschwänztes z, dürfte also etwas jünger sein.

112 Heinzle 2001 (Anm. 17), S. 359.

nen Schreibergruppe angefertigt wurde. Inwiefern und auf welche Weise sich diese Schreibergruppe zu einem Skriptorium zusammengefügt hat und wie dieses Skriptorium im Umfeld der Literaturproduktion des 13. Jahrhunderts zu positionieren ist, bleibt eine offene Frage.